

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 187 (1908)

Artikel: Am Untersee
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

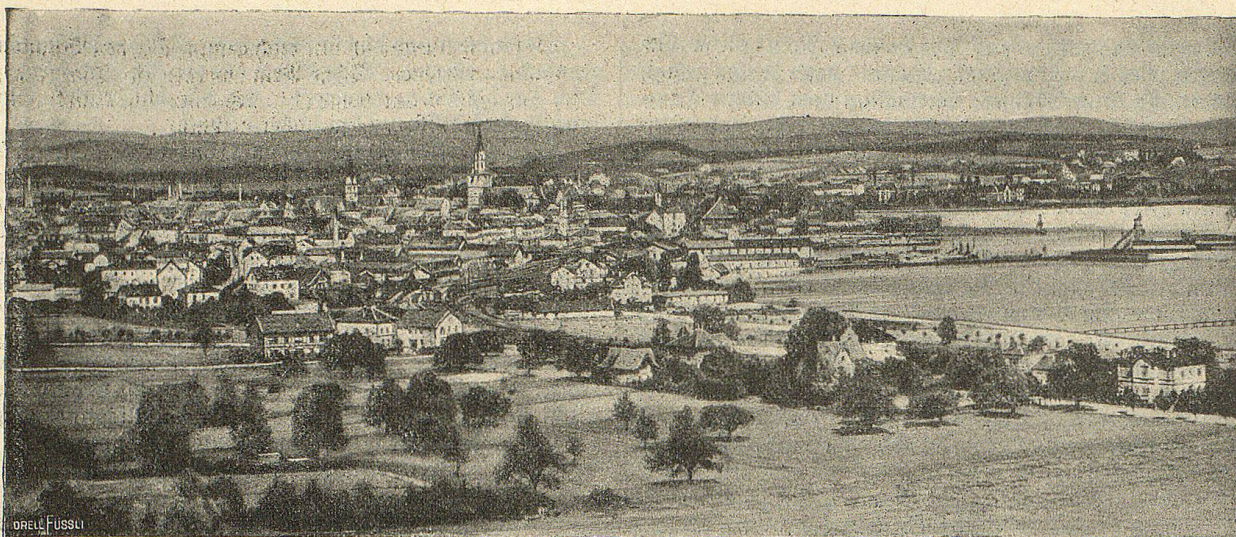
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ansicht von Konstanz.

Photoglob Co.

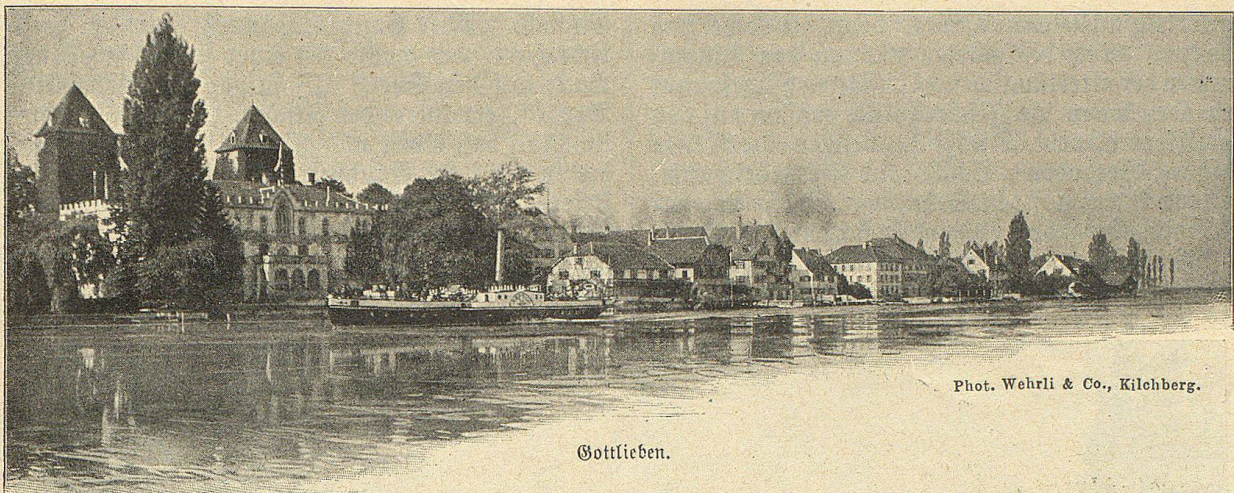
Am Untersee.

Skizze von J. C. Heer.

Jedermann schwärmt für die herrlichen Berge. Es ist ein Erleben wie erste Liebe, wenn der junge Schweizer zum ersten Mal von einer der hohen Spitzen in aufgehender Sonne sein tief und weit unter ihm aufgeschlossenes Heimatland grüßen darf. Und wie mancher Alte zieht noch erhobenen Herzens der schönen Bergwelt zu! Wir Schweizer sind so sehr von der lautredenden Pracht unserer Berge eingenommen, daß wir darüber leicht die stillen, süßen Reize jener Gegenden übersehen, die nicht durch Größe, nur durch die Lieblichkeit der Formen, durch die Intimität ihrer Stimmung wirken. Mancher hat sich die Jahrzehnte dahin an den strahlenden Bergen so berauscht, daß er gar nie dazu kam, einmal unser schweizerisches Mittelland zwischen Alpen und Jura, zwischen Boden- und Genfersee zu durchwandern, oder einmal ein paar Tage dem blauen Band des Rheins entlang vom Bodensee nach Basel zu streifen. Nimmt man aber einmal den Stab zur Hand, jedem wird dieses Wandern eine wundervolle Entdeckung sanfter Schönheit, stimmungsvoller Städtchen, Dörfer, Burgen, träumerischer Landschaften und ansprechender Bilder aus dem Leben unseres Volkes sein.

Ich will den Beweis versuchen, indem ich unsern Untersee schildere, jenen letzten Streifen Thurgauerlandschaft, der schon ins deutsche Reich hinüberschaut und weil er gegen die übrige Schweiz ziemlich abgeschlossen liegt, für viele, die sonst unser Land wohl kennen, noch terra nova, ein neuer Fleck Erde ist.

Das Schweizer Dampfboot, das den Rhein und Untersee von Konstanz bis nach Schaffhausen befährt, trägt uns aus der alten Konziliumsstadt, die zur Schweiz gehören sollte, ihr aber nicht gehört, weil unsere Väter immer zur rechten Zeit das Zugreifen vergessen haben. Im Vorblick erschimmern die altersgrauen Türme von Gottlieben. In blauen, kristallklaren Wogen ersummt der Rhein. Der Neu-ling wundert sich billig über die vielen, in den Strom eingerammten verwitterten Pfahlwerke, die durch Weidengeflecht miteinander verbunden sind und nur eben dem Dampfboot Raum zur Durchfahrt gewähren. Garne, die an Pfählen zum Trocknen hängen, mögen ihm ein Stück Fischerei verraten, wenn er nicht gar an Vogelstellerei glaubt, weil sich oft Meisen und anderes Gefieder in den ausgespannten Netzen verfängt. Die Pfahlwerke heißen in der Sprache der Fischer die „Fachen.“ Sie sind äußerst sinnreiche Einrichtungen für den Fischfang. Im Zickzack laufen sie hin und her und bilden fluf-auf- und flufabwärts Trichter, an deren Enden die Netze befestigt sind. Zu jedem Fachentrichter gehören vier Garnreusen, die so gegen einander gestellt sind, daß ihnen die auf ihrem Zug rheinauf- oder rheinab begriffenen Flosser nicht enttrinnen, sondern in ein Labyrinth von Netzen, in ein System von Fangstellen geraten, in dem sie sich ergeben müssen. Schnellst der Fisch aus der einen Böhre zurück, flugs verfängt er sich in einem entgegengesetzt wirkenden Garn. Da kann sich selbst der schlaueste Hecht nicht helfen.



Phot. Wehrli & Co., Kilchberg.

Gottlieben.

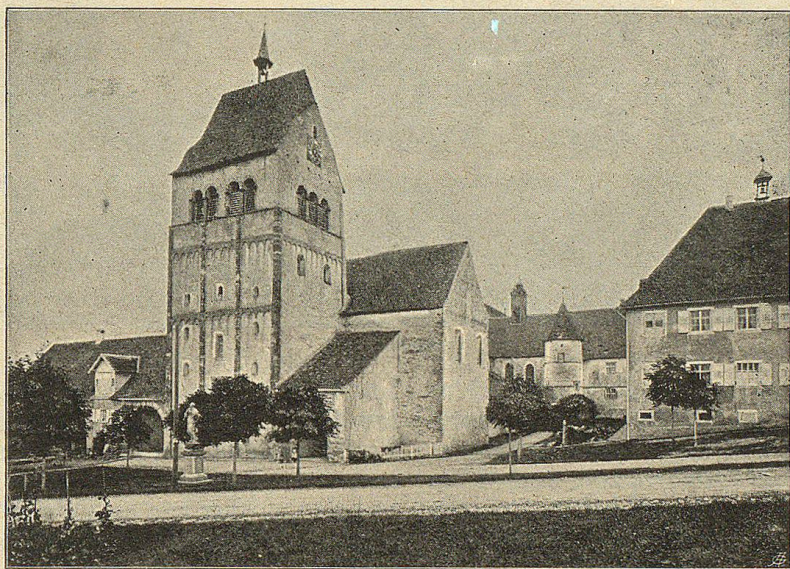
Gottlieben ist ein alter malerischer Traum von Türmen und Häusern am blauen Rhein. Die Wellen rauschen eine alte Sage, die an die „Braut von Messina“ anklingt. Erwin von Salenstein liebte eine Fischerstochter, die weit und breit wegen ihrer Schönheit bekannt war. Da erfuhren Jüngling und Mädchen, daß sie nicht zusammenkommen könnten, weil sie durch eine Jugendverirrung der Freiin von Wolfsburg Geschwister seien. Sie suchten im Rhein den Tod, in Mondscheinmächten aber wandeln sie wieder am Ufer.

In den grauen Türmen von Gottlieben seufzen eine Menge alter Geschichten fort, man denke nur an den eingekerkerten Johannes Huf, über dem schweren Traum am See, droben am Waldrücken aber steht ein modernes Schloß, das zu den herrlichsten im Schweizerland gehört, das von blühenden Gärten umwobene Castel.

Von Gottlieben an drängt der Rhein in tiefblauem Bogen in den heller gefärbten Untersee, der die Insel Reichenau im Arme hält wie der verliebte Bursch sein Mädchen. Gegen den großaus-

gebreiteten Bodensee ist der Untersee nur ein Fischweiher, in den Einzelheiten aber künstlerischer gedacht als das allemannische Meer, ein Werk intimer Poesie, weicher Lyrik, die nach allen Seiten spinnt. Wenn man um die Reichenau gondelt, entdeckt man stets wieder neue stilvolle Buchten. Dazu ist der Untersee ein ausgezeichnetes Fischwasser. Wenn er ein wogendes Getreidefeld wäre, so würde er kaum für so viele Familien Frucht tragen wie durch die Fischerei. Ihm fehlen zwar die Tiefseefische des

Obersees, der gewaltige Wels, der Blaufelchen und der Saibling, aber er beherbergt der köstlichen Flosser doch genug, vor allem den schmackhaften Barsch, der wegen seiner Stacheln in der Mundart des Bodenseevolkes „Krezer“ heißt. In Ermatingen allein nähren sich gegen hundert Familien vom Fischfang, größer noch ist die

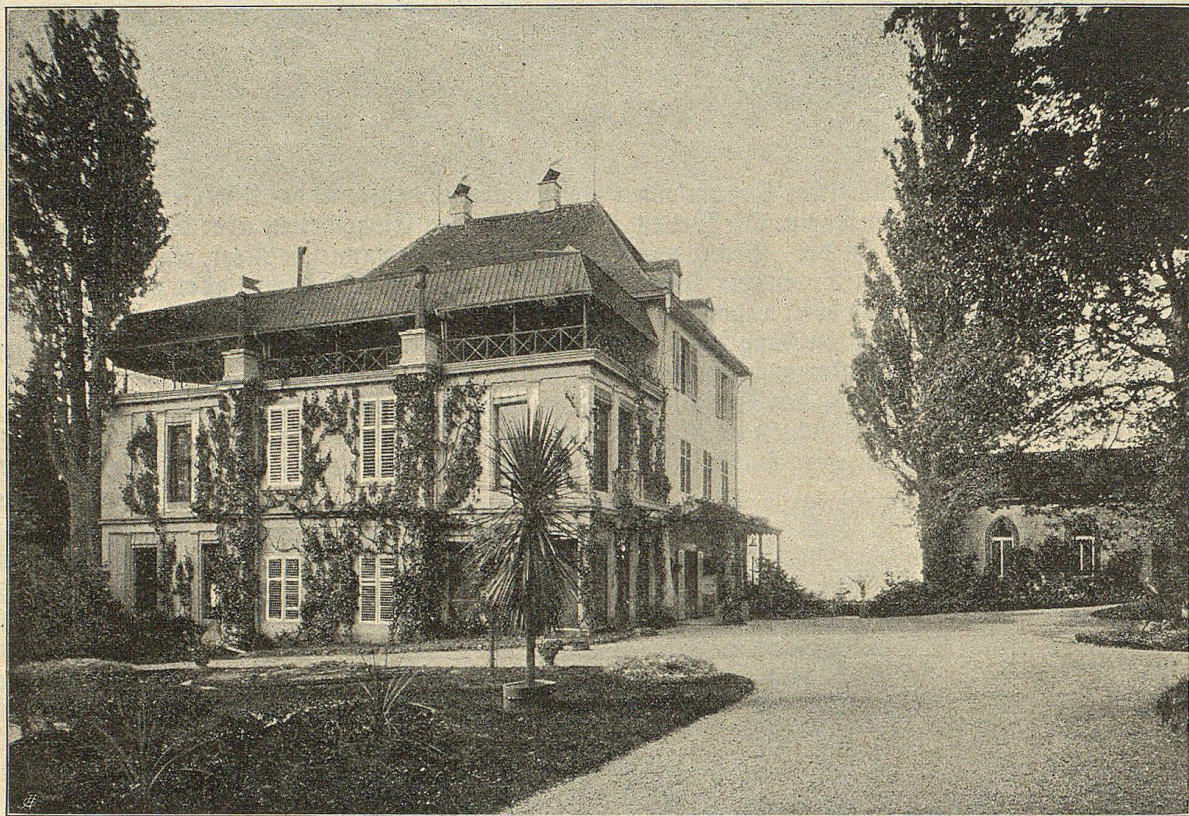


Kloster Reichenau.

Zahl auf der Reichenau. Die Fischer sind meist stille, in sich verschlossene Leute, die in alten kleinen Häusern am See wohnen und im Nebenberuf etwas landwirtschaftlichen Kleinbau treiben. Es ist ein

eigenartig anziehendes Bild, wenn die Netze zum Trocknen durch die Gärten und an den Blütenbäumen der altertümlichen Heimstätten hingespant sind oder wenn die Fischerflotille ruhsam auf den Gewässern schwebt. Die Fischer besitzen eine Menge Wasser-, Seeboden-, Schilf- und Ufergeheimnisse, die vom Vater auf den Sohn, vom Großvater auf den Enkel übergehen, es handelt sich dabei meistens, wo bei einem gewissen Wasserstand oder zu einer gewissen Jahreszeit eine bestimmte Art von Fischen

Gisloch. „Aber Hannes, Hannes“, rief der geistliche Herr, wer wollte mit einer so verschwollenen Backe auf den See!“ „I ha gar ken g'schwollene Bagge“, erwiderte der Fischer, „i ha nu d'Wörm im Mol, daß s'mer nöd gfrüret!“ Eine Anekdote, die so recht die Rauheit des Fischerlebens illustriert. Die Berlinger Fischer müssen übrigens mancherlei Nachsagen von den andern erleiden. Ihrer drei, erzählt eine der Geschichten, seien einmal auf den Fang ausgefahren, da sei einer aus



Arenenberg.

mit Vorliebe weilt. Das Handwerk der wetterfesten Männer ist aber auch mit manchen Mühsalen verbunden. Oft fahren sie schon am späten Abend an die Stelle, wo sie Fische vermuten und wachen im Boot, damit kein anderer den Ort besetzt, wo erst mit Sonnenaufgang gefischt werden darf. Selbst, wenn im Winter der See gefriert, hört der Fischfang nicht völlig auf. Da schlagen sie Böcher in's Eis und senken die Angeln in die Tiefe, oft durch einen Strohschirm gegen den vom Schwarzwald herüberblasenden „Norderwind“ geschützt.

Einst ging der Pfarrer von Berlingen über den gefrorenen See. Da fand er einen Fischer an einem

dem Boot gestürzt und da er, wie fast alle Fischer des Sees, nicht schwimmen konnte, blieb er im Wasser. Die andern zwei wußten den Versunkenen auch nicht zu retten. Sie beschlossen Hilfe am Ufer zu holen. „Aber wie finden wir die Stelle wieder, wo er versunken ist“, fragte der eine. Darauf erwiderte der andere: „Wir machen ein Kreuz ans Schiff.“ Gesagt, getan, sie fuhren um Hilfe aus, den Kameraden aber fanden sie nicht wieder.

Von Gottlieben an sind es die Schweizer Dörfer Triboltingen, Ermatingen, Mannenbach, Berlingen, das Städtchen Steckborn, Mammern und Eschenz, die am Untersee liegen, und da, wo wieder

der Rhein zu fließen beginnt, am rechten Ufer das schaffhauserische Städtchen Stein, dazu eine Menge Burgen, alter Stifter und Gotteshäuser, so die drei je tausendjährigen Kirchen auf der Reichenau, einem blühenden Reb- und Garteneiland inmitten des Sees. Jede der Ortschaften ragt mit einer luftigen Silhouette, die eines Malers wert ist, aus mächtigen Obstbäumen am blauen See empor, manche auf eine Halbinsel vorgeschoben und grünen hinüber zu den badischen Ortschaften. Das dehnt sich von Konstanz bis Stein wie ein stilles Gottes-

ausgebreitet hält und die Natur in den süßen Frieden der September- oder Oktoberstimmung eingegangen ist.

Die größte Schönheit entfaltet der Untersee in der Gegend Ermatingen und Mannenbach. Ermatingen liegt halb an den Seerücken gelehnt, halb auf eine Halbinsel vorgeschoben. Dieser Teil heißt der Stad, er gewährt das charakteristische Bild eines alten Bodensee-Fischerdorfes. Eine besonders schöne Stelle ist die Spitze des Dampfbootsteiges. Wie ein Gemenge grauer Arme, die ver-



Ermatingen.

geheimnis sonniger Wasser, weicher Strandlinien, ruhender Fischerboote und Kirchen und Burgen, die sich in den Fluten spiegeln. Ein Bild von ganz berauschernder Pracht ist es namentlich, wenn der Frühling am Untersee zu Berge steigt, die Ufer im bräutlichen Blüten Schmuck ihrer Obstbaumwälder prangen. Dann gibt es kaum etwas schöneres als eine Blustfahrt mit dem Dampfer und wonnige Einkehr da und dort; aber nicht minder entzückend ist die Fahrt an einem blauen Sommertag, wenn das Wasser köstlich erfrischend in die Sonne steigt und uns mit wohligh kühlem Atem umfächelt oder in der lichten Ruhe eines Herbsttages, wenn das Jahr in stiller Verklärung den Segen seiner Früchte

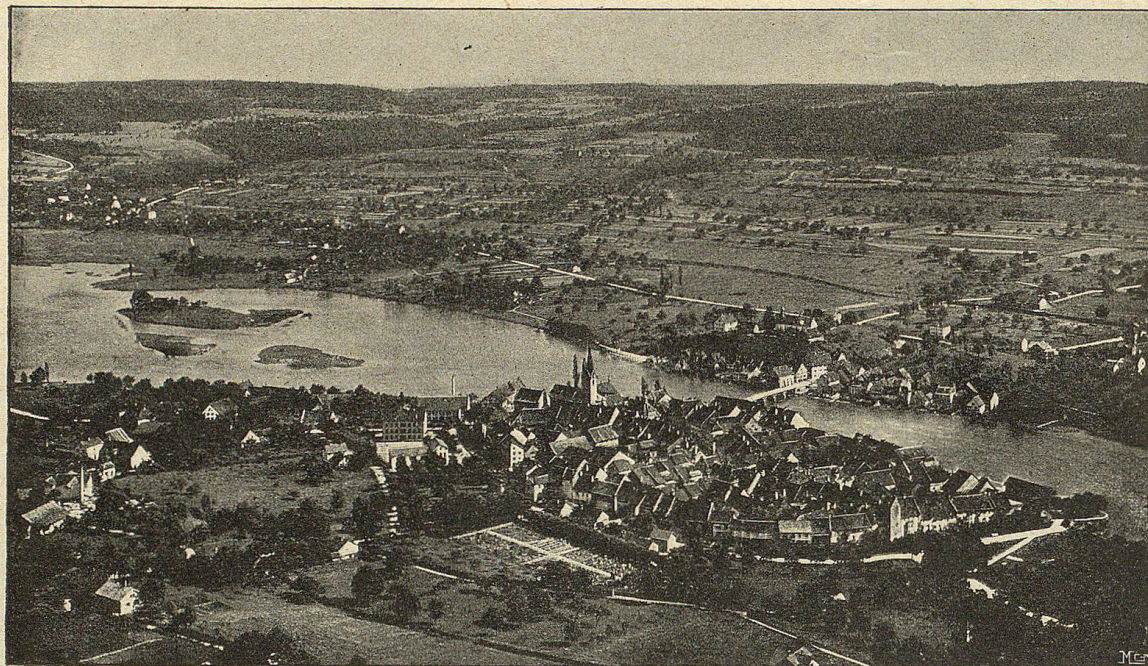
gangene Jahrhunderte aus dem Wasser recken, heben sich bis auf's Mark zernagt und zerfleischt die Stämme eines Pfahlwerks aus der Flut, das den Steg vor dem Brall der Wogen schützt. Es ist gerade, als ob Pfahlbaugeister bettelten: „dürfen wir nicht noch ein wenig ans Licht?“ Die Aussicht seeauf- und seeabwärts ist wundervoll. In der Sonne auffunkelnd schwebt wie ein zartes Gebilde der Luft die Kreuzblume des Münsters von Konstanz über der Silhouette von Gottlieben und hebt sich von fernen Bergen ab. Der See zwischen uns und der häuserbesäeten Reichenau gleicht einem breiten, sanften Strom, aber westlich hin weitet er sich behaglich zu Füßen der alten Feuer- und

Drachenberge des Hegaus. Was sind das für merkwürdige Gefellen!

Wie aus sizilischem Meere
Der Berg Volcano taucht,
So hat der Hohenstöffel
Im Hegau einst geraucht. (Schöffel.)

Jetzt wird in den alten Effen nicht mehr geheizt, aber wenn die Sonne über die Burgtrümmer des Hohentwils untergeht, dann bricht immer noch Lavaglut aus den Regeln, wallt Licht und Feuer an ihren Flanken hinab und strömt rotrauchend über den See. Auch der Dorfteil von Ermatingen, der an der Landstraße liegt, ist sehr hübsch, er trägt

der See durch die Kronen der Waldhalde zu uns empor und von der hohen Ballustrade beim Schloßchen blicken wir in die See- und Rheinweiten und bedenken, wie schicksalsreich die Geschichte an dem Schloßchen vorbeigegangen ist. Wie predigt es die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Größe. Im Sommer 1815 kaufte Hortense, die flüchtige, frühere Königin von Holland den Arenenberg und fand hier ihr friedliches Exil. Die an der Schwelle der Dreißigerjahre stehende, durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Güte gleich ausgezeichnete Frau versammelte auf Arenenberg eine feinsinnige französische Gesellschaft und ihr Sohn Louis Na-

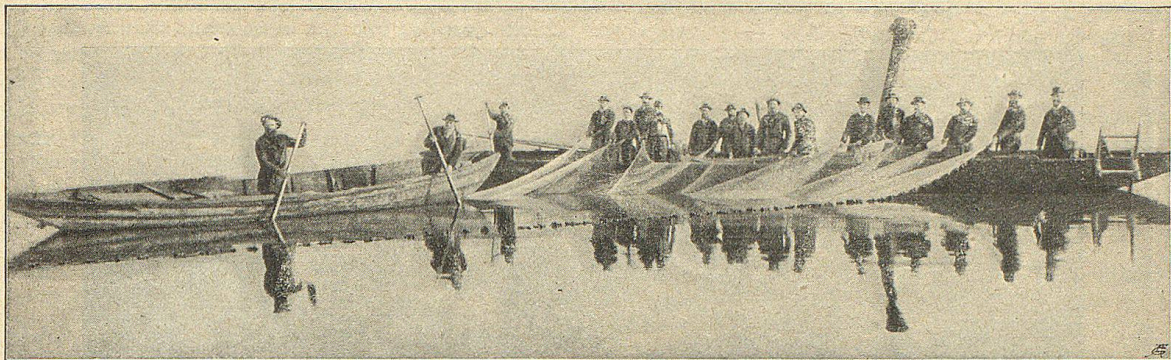


Stein a. Rh.

das Gepräge eines Ausflügler- und Kurortes. Die Maler, die stets eine große Vorliebe für die Gestade des Untersees bekundet haben, sind die Gründer des Kurlebens, dessen Mittelpunkt das altherrnfeste Hotel zum Adler bildet. Auch ein Sanatorium für Nervenranke ist hier, das in mächtigen Bäumen versteckte Schloß Hard, und auf aussichtsreicher Höhe ein zweiter Sommerfrischepunkt, das Schloß Wolfsberg, ebenso hat Mannenbach jeden Sommer seine Fremdenkolonie.

Zwischen Ermatingen und Mannenbach liegt auf stimmungsvoller Höhe das Schloßchen Arenenberg. Es ist herzüberwältigend, von Ermatingen her unter mächtigen alten Eichen und Buchen durch den Schloßpark zu wandeln. Wie verirrttes Licht blizt

poleon, der spätere französische Kaiser, belebte es mit seinem hellen Jugendmut und später hat auch der Sohn, der schon mit 20 Jahren im Kampf gegen die Zulus gefallene Lulu als fröhlicher Knabe im Schloß gespielt. Bald dreißig Jahre aber ist nun das frohe Leben verstummt, nur eine sehenswerte napoleonische Sammlung, namentlich schöne Bilder, erinnern an die untergegangene Herrlichkeit. Die nun über achtzigjährige Kaiserin Eugenie hat das Schloß dem Kanton Thurgau geschenkt, ein später Dank für den Schutz, den der Thurgau der bedrängten Hortense gewährte. In den Oekonomiegebäuden ist eine kantonale Winterschule eingerichtet worden, das Schloß und der Park aber bleiben auf immer ein offenes Tusculum der Natur- und Geschichtsfreunde.



Auf der blumentumrankten Terrasse des Schloßchens scheiden wir vom Untersee. Der Blick ruht auf dem tausendjährigen Klostertraum der Reichenau, er folgt der anmutsvollen blauen Sichel, die der See gegen Steckborn hinüberstößt. Überall Schönheit, überall Licht und in der Seele die Erkenntnis, wie

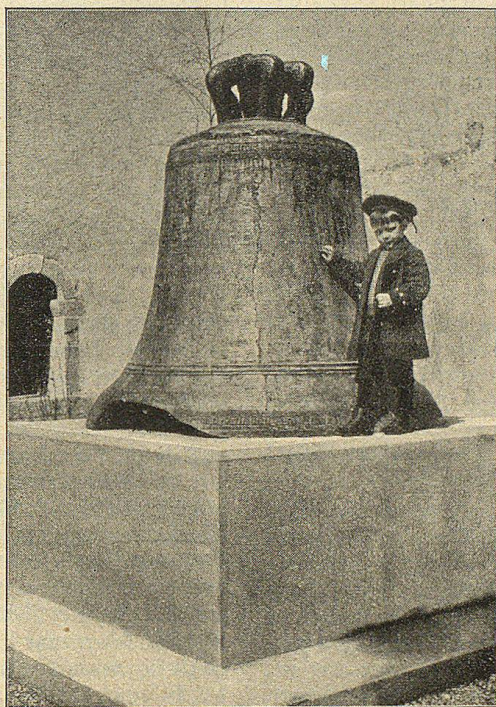
viel uns auch Landschaften zu bieten vermögen, die nicht so in aller Munde sind wie die große Alpenwelt. Aber freilich eines ist beim Reisen immer zu bedenken. Es fragt sich für unsern Genuß fast weniger, wie groß und reich eine Gegend ist, als was wir aus eigenem vollen Herzen darin zu legen vermögen.

Die Schaffhauser Schiller-Glocke.

Im Jahre 1905 wurde in ganz Deutschland und in der deutschen Schweiz der hundertjährige Todestag des Dichters Friedrich Schiller gefeiert. Wir Schweizer verehren in ihm vor allem den Dichter des Wilhelm Tell. Dieses erhabene Freiheitsdrama ist ja eigentlich unser Nationalgedicht geworden. Neben dem Wilhelm Tell ist das „Lied von der Glocke“ vielleicht Schillers bekanntestes Gedicht. Der Poet schildert darin den Guß einer Kirchenglocke; in dieser Schilderung verflucht er lebensvolle und tiefe Betrachtungen über das menschliche Dasein, die Kindheit und Jugend, die Ehe und Familie, den Wohlstand und das Unglück, die Revolution und den Frieden. Bevor Schiller das Gedicht verfaßte, studierte er auf das Genaueste die Arbeit eines Glockengießers. Bei einem Aufenthalt im thüringischen Städtchen Rudolstadt (1788) ging

er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschau-

ung zu gewinnen. Seine weiteren Kenntnisse über den Glockenguß aber schöpfte er in der „Deutschen Encyclopädie“ von J. G. Krünitz. Dort fand er auch den Spruch, der eine Glocke in Schaffhausen zierte, und den Schiller als Motto seinem ganzen Gedicht vorangestellt hat: *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango*, d. h. ich rufe die Lebenden, ich beklage die Toten, ich breche die Blitze. Diese sog. Schaffhauser Schiller-Glocke sehen wir hier im Bilde und wenn diese Abbildung auch zum Verständnis des Gedichtes nichts beiträgt, so erinnert sie die Leser doch vielleicht daran, die Schillerschen Gedichte aufzuschlagen und wieder einmal das wunder-



bare Lied von der Glocke zu lesen, aus dem man immer neue Belehrung und Erhebung schöpfen kann.